

Das Berliner Tageblatt erscheint täglich des Morgens, mit Ausnahme Montags, und ist durch die Expedition Jerusalemstr. 48, Filiale Friedrichstr. 66, Filiale Königsplatz: Königsstr. 50, Filiale Leutenichtstr. 35, sowie durch alle Zeitungs-Expeditoren und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen. Redaktion: Jerusalemstr. 48.



Der Abonnements-Preis beträgt inclusive Donnerstags-Beilage „Mitt- und Sonntagsblätter“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf. incl. Botenlohn, monatlich 1 Mark 75 Pf., durch die Post bezogen 5 Mark 25 Pf. pr. Quartal. Inserate, pr. Zeile 50 Pf. („Berliner Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.), neben Jerusalemstr. 48, Filiale Friedrichstr. 66, Filiale Königsplatz: Königsstr. 50, Filiale Leutenichtstr. 35, angenommen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 178. Berlin, Freitag, den 2. August 1878. Hauptblatt.

Abonnements auf das Berliner Tageblatt, nicht „Mitt- und Sonntagsblätter“ zum Preise von 3 Mk. 50 Pf. für August und September a. c.

nehmen alle Reichspostanstalten, in Berlin außerdem sämtliche Zeitungsbedienten und die unterzeichnete Expedition entgegen. Expedition des „Berliner Tageblatt“, Berlin SW., Jerusalemstr. 48.

Die Riffinger Konferenzen.

Der auffällige Besuch des bairischen Minister-Präsidenten v. Pfretschner beim Reichskanzler in Riffingen scheint die Verhandlungen mit Rom in das rechte Geleise gebracht zu haben. Zwar haben die Offizien erklärt, Herr v. Pfretschner habe nur den Auftrag gehabt, dem Fürsten Bismarck die anerkennende Bewilligung des Königs von Bayern für den erkranklichen Abschied des Friedensvertrages zu überbringen, allein wenn dies auch richtig sein mag, so hindert doch nichts, anzunehmen, daß der bairische Minister bei derselben Gelegenheit auch Namens des Kaisers in München das Wort geführt hat, denn andernfalls bliebe es nicht gut erklärbar, wie dieser Herr sich ermutigt fühlen konnte, direkt beim Fürsten Bismarck anzuklopfen.

Es muß notwendig im Voraus sicher gewesen sein, daß der deutsche Reichskanzler ihn auch würdlich empfangen werde, und diese Gewißheit kann er nach Lage der Umstände nur durch Herrn von Pfretschner erlangt haben. Zu ver wundern ist ja dabei auch eigentlich nichts, denn wenn auch die bairische Regierung auch, wohlend oder nicht wohlend, den deutschen Gesetzen gegen die Liebesbriefe der römischen Kirchenmacht zugestimmt hat, so ist doch kein Geheimniß, daß sie während der ganzen Konfliktzeit immer ein lebliches Einvernehmen mit Rom begehrt hat und jedenfalls ein besseres, als alle übrigen deutschen Regierungen, wie schon daraus hervorgeht, daß der Nuntius bis auf diese Stunde auf seinem Münchener Posten hat verbleiben können. So bot sich denn gerade diese Regierung als die natürlichste Vermittelungsinstanz von selber dar, und es ist keine Frage, daß ihr Zwischenkunft gerade jetzt dem Fürsten Bismarck sehr gelegen gekommen.

Sowie ist ja gewiß, daß wir Alle es herzlich zufrieden sein würden, wenn dem staatskirchlichen Konflikt ein Ende gemacht werden könnte, ohne daß dabei der Staat von seinen naturgemäßen Rechten und vor Allen von seiner politischen Selbstständigkeit etwas aufopfern genöthigt wäre. Es ist aber schon früher von uns hervorgehoben worden und muß hier wiederholt werden, daß die Kurie, wie aus dem Briefe des Papstes an den Kaiser untehrbar hervorgeht, gar nicht daran denkt, unsere preussischen Kirchenverträge anzuerkennen und alle ihre Streitigkeiten auf sich zu nehmen. Trist ist also demnach in Unterhandlungen ein, so können diese nur den Zweck haben, von den Bestimmungen unserer Gesetzgebung eine um die andere, und zwar die einschneidendsten, abzuhandeln, und es liegt

auf der Hand, daß bei einem solchen Handel nur der Staat zu verlieren hat, denn sein Recht und seine Machtbefugniß prägt sich ja eben in der Gesamtheit jener Bestimmungen aus, so daß er keine aufopfern kann, ohne sich selbst zu schwächen und zu schädigen.

Wenn gleichwohl Fürst Bismarck jetzt auf die Verhandlungen eingeht, so muß er andere Gründe haben, und diese liegen unseres Erachtens, wie wir schon angedeutet, in dem Wunsche, seine Machtstellung im Reichstage zu stärken. Mögen sich auch die konservativen Organe über den Ausfall der Wahlen getäuscht haben, seinem scharfen Vorausblick konnte es sicherlich nicht verborgen bleiben, daß trotz aller konservativen Siegesverhandlungen das Volk im Großen und Ganzen treu zu seinen altbewährten liberalen Vertretern halten werde. In dieser bestimmten Voraussicht hat er das Ergebniß des Wahls gar nicht erst abgewartet, sondern bei Zeiten die Rückenbedeckung gesucht, die ihm die konservativen umsonst verschaffen, und sie natürlich da gesucht, wo sie allein zu finden war, beim Centrum. Und der Weg dahin, das wußte er wohl, ging einzig über Rom.

Um das Centrum dahin zu bringen, daß es sich in seine politischen Befehlsbefugnisse fassend, muß man sich in irgend einer Weise mit der Kurie abfinden. Diese Abfindung wird auf Seiten des Staates in Konzeptionen bestehen, die weit genug gehen, um den Herrschaftsansprüchen Roms seinen Stein des Anstoßes in den Weg zu legen, mit einem Wort, der Staat muß auf die volle Anwendung seiner Gesetzgebung Verzicht leisten, er muß nachgeben, wenn Rom nachgeben soll. Wie weit im Einzelnen diese gegenseitige Nachgiebigkeit gehen wird, bleibt vorläufig dem Gange der Verhandlung vorbehalten und kann hier nicht in Betracht kommen. Sowie steht fest, daß das Prinzip seiner Selbstständigkeit der Kirche gegenüber, wie der Staat es sich durch seine Gesetzgebung genährt hat, praktisch nicht aufrecht erhalten werden kann, wenn ein Ausgleich zu Stande kommen soll, und dies ist der Punkt, der für uns entscheidend ist.

Unächst drängt sich doch die Frage auf, ob das deutsche Volk es eben so nöthig hat, wie Fürst Bismarck, gerade jetzt mit Rom Frieden zu schließen, wie diese Frage, meinen wir, kann man getrost vermeiden. Je länger der Zweispalt sich hinzieht, je herber die römische Hierarchie die bösen Folgen ihrer Hartnäckigkeit zu fühlen anfing, um so gewisser würde sie endlich von selbst zu dem Entschlusse gekommen sein, die Rechte des Staates anzuerkennen und sich seiner Gesetzgebung zu unterwerfen. Nichts ist geschehen, was uns den Staatliches Recht auch nur theilweise, auch nur im allerunscheinbarsten Punkte preisgibt. Im Gegentheil wird immer klarer, daß die Befestigung des Arierthums von Jahr zu Jahr im Wachsthum sich und vielleicht in nicht ferner Zeit mit Nothwendigkeit zu einem Umfassung der Dinge gebracht haben würden. Erst schon ist durch den Tod des Bischofs Beckmann von Osnabrück die Zahl der ungetauften Bischofsstühle in Preußen wiederum gestiegen. Köln, Posen, Breslau, Münster, Paderborn, Trier, Fulda, Limburg und Osnabrück sind verwaist, nur in Mainz, Frankfurt und Silberstein residiren noch Bischöfe. Staut man wirklich, daß dieser Zustand den

römischen Oberen auf die Dauer erträglich wäre? Und geht nicht aus ihrer Forderung, vor Allem die erledigten Bischofsstühle und Präferenzen wiederbesetzen zu dürfen, unzweideutig hervor, wie sehr sie die Schädigung empfinden, die ihnen bereits widerfahren ist?

Wir könnten also die Sache sehr wohl noch eine geraume Weile mit ansehen, denn zu verlieren haben wir dabei nichts, wohl aber wesentliche Vortheile zu gewinnen. Gerade umgekehrt aber steht's, wenn wir gegenwärtig ohne zwingende Veranlassung der Kurie entgegenkommen. Da können wir nichts gewinnen, sondern nur verlieren. Da es indessen dem Fürsten Bismarck eben jetzt beliebt, sich mit dem Nuntius auseinanderzusetzen, so bleibt uns nichts übrig, als mit dieser Thatfache zu rechnen. Die nächste Wirkung des Einvernehmens, wenn es zu Stande kommt, kann nur die sein, daß die konservativen, die jetzt noch Mitglieder des Centrums sind, künftig in allen Fragen von Belang mit den übrigen Konservativen des Hauses stimmen. Es fragt sich, ob es der Regierung auf diese Weise möglich werden wird, sich eine feste und unumwandelbare Majorität auch in denjenigen Fragen zu sichern, in denen die Liberalen nicht mit ihr gehen können. Die Gründe, warum wir dies bezweifeln, haben wir erst kürzlich dargelegt und wollen hier nicht darauf zurückkommen. Klar aber ist, daß, wenn die Erwartung der Regierung fehlschlägt, der Ausgleich mit Rom besser vertagt bleiben wäre, bis zu einer Zeit, da der Staat ihn mit mehr Erfolg für sich hätte ins Werk setzen können.

Bis jetzt sind übrigens, so viel man weiß, die Verhandlungen noch nicht zum Abschluß gekommen, und unmöglich wäre es nicht, daß sie sich im letzten Augenblicke noch zerfälligen. Man merkt nämlich schon aus Rom den getrennten, Donnerstag früh, erfolgten Tod des Kardinals und Staatssekretärs Franzini, und es ist gerade der einzige Mann in der Umgebung des Papstes gewesen, der alles Widerprüch ungeachtet stets von Neuem auf die Beilegung des Konflikts mit Deutschland gedrungen und es denn auch schließlich durchgesetzt hat, daß der Münchener Nuntius Masella mit den nöthigen Vollmachten versehen wurde. Sein Tod in diesem Augenblicke kann daher leicht eine Wendung in der Stimmung der Kurie herbeiführen. Sind die Zugeständnisse des Reichskanzlers nicht ganz nach Wunsch des Papstes, so kann, da ihm der Hauptprediger für einen Ausgleich nicht mehr zur Seite steht, leicht die Gegenströmung unter den Karbinälen das Liebesgebet erlangen und die Verhandlung scheitern lassen. Und läme es so — wir haben oben auseinandergesetzt, warum wir keine Ursache haben würden, einen solchen Ausgang zu betauern.

Politische Tages-Nachricht.

Berlin, 2. August.

* Wir geben an anderer Stelle aus denjenigen preussischen Provinzen und deutschen Staaten, aus welchen die Wahlergebnisse nahezu vollständig vorliegen, das Ergebniß derselben. Am weitesten zurück mit der Zukunftsrechnung derselben sind insbesondere die preussischen Provinzen, und unter ihnen namentlich Brandenburg. Die liberalen Parteien in ihrer Gesamtheit sind nicht so schwer

Platt Land.

(16. Fort.) Roman in vier Büchern von Friedrich Spielhagen. *)

Fünftes Kapitel.

Als Gerbard auf dem Hofe anlangte, wurde eben die Mittagsglode für die Leute geslagen; die Herrschaft speiste — gegen die Seite des Landes und nicht zum Vortheil für die Wirtschaft — erst mehrere Stunden später. Herr Jempin war um diese Zeit fast immer in seinen Gemüthsstimmungen oder bei seinen Blumenbeeten; auch heute, wie Gerbard auf seine Anfrage erfuhr. So begab er sich denn dorthin auf einem kleinen Limwege. Er hatte, während er sich umgab, von seinem Fenster aus in der großen Laube auf der anderen Seite des Naleplatzes die übrige Gesellschaft verlammt gesehen, unwohlthätig in eifriger Debatte über das bereits seit einer Woche andauernde und, wie es schien, unerschöpfliche Thema des großen Waldfestes. Sobald er sich blicken ließ, wußte er, würde man ihn festzuhalten versuchen; und es lag ihm daran, sich mit Herrn Jempin so bald als möglich über die stonemauer Angelegenheit auszusprechen. Das Barometer, welches auf dem Hausflur hing, war abermals gefallen, und — war es die Hitze, waren es die Erlebnisse des Morgens? — er fühlte eine dumpfe Schwere in Kopf und Herz, als ob

der Druck der Atmosphäre auch auf ihm lastete, als ob die Sonne auch für ihn die längste Zeit geschienen, als ob auch für ihn eine Katastrophe sich vorbereite.

Die Gemüthsstimmung waren auf einem Terrain errichtet, welches erst Herr Jempin zu dem Garten hinzugesogen und zu dem man auf dem kürzesten Wege über einen kleinen Nebenhof gelangte, der von den Ställen für die fremden Pferde und einigen kleineren Wirtschaftsgebäuden eingeschlossen war. Hier pflegte an Tagen, wo großer Besuch auf Rangow war — und dergleichen Tage gab es viele in der Woche — eine förmliche Wagenburg aufgeführt zu sein, in welcher manchmal alle Fuhrwerke — vom Leitwagen bis zur letzten Gattungs — betreten waren. Heute fand Gerbard nur drei oder vier und wieder nicht das zerliche Nachwägelchen, dessen Form sie selbst hatte, während der kleine Groom hinter ihr auf seinem unsicheren Sitz hin- und hergeschauert wurde. Dafür prangte groß und breit eine offene Kutsche von ein wenig alterthümlicher, schwerfälliger Bauart, mit einem mächtigen Wappenstein, in roth, blau und silber, das die Baronentrone auf dem goldenen Schilke. Die Kutsche war unwohlthätig zum ersten Male hier, so lange er in Rangow weilte; sollte sie den Majoratsherrn aus Basselt gebracht haben? Es war wenigstens der einzige Baron, dessen er hatte erwidern hören, freilich mit dem Singulativen, daß derselbe nicht in Rangow verkehre, wie lange er auch bereits in Rosenow aus- und einging — mit einer Beharrlichkeit, die pflügte Frau Jempin lächelnd hinzuzufügen, die eines besseren Erfolges würdig wäre.

Sollte die Beharrlichkeit schließlich doch getrübt sein? dachte Gerbard, — es würde für dich ohne alle Schmerzen nicht abgehen; aber es giebt auch heilsame, heilende Schmerzen, — das ist ein Trost.

Es mußte ein leidiger Trost sein. Gerbard wurde es immer trüber zu Sinn, je weiter er in das sonstige Revier kam, von welchem jeder Zoll breit der fleißigsten Gartenkunst gehörte. Blumen überall, wohin das Auge blickte; ganze Wälder hochstämmiger Rosen, die freilich ihre schönste Zeit hinter sich hatten, während die der prunkenden Georginen, welche in endlosen Reihen Hunderte von Quadratruthen bedekten, eben gekommen war. Dann wieder Beete, ja selber voll Nelken, Levkojen, Nelken, veredeltem Nierpenon, Balsaminen, Duft- und Hierslumen, aller Art, von denen manche selbst Gerbard, ein wie großer Blumenliebhaber er auch von je gewesen, unbekannt waren. Und aus diesen Blumenmädern und Feldern stiegen Wolken von süßlichem Stäubchen in die heisse stille Luft, die sich doch erquicklich und leicht athmete — Dann dem reichlichen Regen, welchen emsige Hände in den Morgenstunden auf sie herabgeschüttelt. Und in den düstigen Wolken wogten sich auf sommern Schwingen prächtige Falter, hier aber die thaurischen Blumen ebenso in ihrem Revier, wie vorhin über der sonnenbrannten Wiese die flatternden weißen Schmetterlinge einen fast unheimlichen Eindruck auf Gerbard gemacht hatten. „Es ist wahrlich sehr schön“, murmelte er, „nur darf man nicht zuwar in so trübe Augen geblickt, so seltsame Reden vernommen

*) Der bisher erschienene Theil dieses Romans wird den neu hinzu reichten Abgerundeten des „Berliner Tageblatt“ gegen Entlohnung der Abonnements-Kaufung gratis nachgeliefert durch die Expedition des Berliner Tageblatt.